

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 12 (1922)
Heft: 17

Artikel: Die vier Verliebten [Fortsetzung]
Autor: Möschlin, Felix
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637287>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 17 — XII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 29. April 1922

Die Bise.

Von E. Ojer.

Sie fegt den trübsten Himmel blau,
Jagt über Feld und Wald und Au,
Durch Straßen und durch Gassen.
Scharf um die Ecke wettet sie,
Ein Atemholen gibt es nie,
Wenn sie erst losgelassen.

Wer sie nicht kennt, den fährt sie an,
Der zittert wie ein dünner Spahn
Und schaudert in die Knochen.
Und wer ihr trauen will, der Narr,
Dem schmeißt sie Schnupfen und Katarrh
In seine nächsten Wochen.

Am Marktplatz spielt sie auf zum Tanz
Und wirbelt ihren Kehrriektanz
Bis hin zum Bundeshause.
Die Besenwischer soppt sie dort,
Was jene kehren, zerrt sie fort
Mit höhnischem Gesaue.

Im Bogen fliegt gar mancher Hut,
Sie kühlt der Leute Übermut
Und zaust die glatten Scheitel.
Der Damen Röcke baußt sie kühn,
Da hilft kein zimmerlich Bemüh'n
Noch so kokett und eitel.

Hängt an den Fahnen schlaff das Kreuz,
Sie schwingt das Zeichen unsrer Schweiz
Und kündet's allen Landen.
Sie bleibt der wägste Patriot
Macht allen frechen Trux zu Spott
Und schlägt, was faul, zu Schanden.

Und macht sie gleich die Leute toll,
Man beugt sich ihr doch ehrfurchtsvoll,
Der alten, rauhen Liese.
Denn schließlich fegt sie alles rein
Und bringt uns endlich Sonnenschein,
Die starke, treue Bise.

Die vier Verliebten.

Roman von Felix Möschlin.

17

„Nummer 76, Berner Bauernhof.“ Schau, schau, es war also nicht nur in der Birstaler Schweizerede schön. Gibt's wirklich solche Bauernhöfe im Berngebiet? fragen die Basler. Ich glaub's ihm, denkt Rösli. Und ich weiß, was er malen wollte, als er ergriffen vor diesem Hofe stand und sicher einen halben Tag lang staunte und schaute, ehe er die Staffelei aufstellte. Diese Bauernmacht und Holzbaupracht hat es ihm ganz angetan. Wie eine Kirche ist so ein Hof und ebenso geheimnisvoll. Das Dach überdeckt ja die halbe Welt. Rein, die ganze Welt überdeckt es: Familienglück, Arbeitsfreude, Stuben, Gelasse, Küchen, Estriche, Ställe, Scheunen; alles, was mit dem Wohlergehen des Menschen zu tun hat, findet unter diesem Dache Platz. Wie ein mächtiges Schiff steuert es dahin. Hier kann mir nichts geschehen, sagt der Bauer, der vor der Haustüre steht und so klein aussieht. Haben Menschen dies Haus gebaut, oder hat dieses Haus Menschen geboren? Stimmt ein Loblied an, daß es in unserm Lande noch solche Bauernhöfe gibt. Fürwahr Franz, du bist nicht nur ein Basler, du bist ein Schweizer. Weinen müchtet ihr alle, die ihr kein Heim habt und nicht wißt, wo euer wahrer Boden ist, weil ihr nirgends fest gewachsen seid. Hier gibt's doch Menschen, die ihre Heimat nicht suchen müssen wie ihr.

Mit dem ersten Schrei sind die Neugeborenen daheim. Wer unter einem solchen Dache gelebt hat, läßt sich unter ihm wohl auch begraben. Es ist nicht auszudenken, daß er sich auf einen Kirchhof tragen läßt. Und wenn die kleinen Kinder vom Himmel hören, dann denken sie an den obersten Boden unter dem Dach, der so geheimnisvoll ist und so hoch oben, daß sie ihn erst einmal erstiegen haben. Und wenn man dem Bauern davon spricht, es sei schön, eine Reise um die Erde zu machen, so lacht er bloß. Die ganze Erde, die hat er ja unter seinem Dach. Kann es noch mehr geben, als es unter diesem Dache gibt? Mehr wünschen kann er sich nicht. Raun weiß er ja, wieviel er in seinem Schiffe verfrachtet hat. Er kann es sich gar nicht genau vorstellen, wie reich er ist; er ahnt es bloß. Denn er kann nicht alles zählen, was in den vielen Räumen ist. Er weiß bloß, daß er genug hat, denn so viel man auch nimmt, mag's in der Scheune sein, im Keller, in der Vorratskammer, immer ist noch genug da. Und darum wird man hier ein selbstsicherer und aufrechter Mensch, ein richtiger Republikaner und stolzer Schweizer. Mag die Welt untergehen, wenn mein Hof steht, so stehe auch ich. Wenn aber mein Hof untergeht, dann geht für mich auch die Welt unter, so sagt der Bauer, der so klein aussieht und der doch viel grö-

ker ist als wir alle. Denn er scheint nur so klein, weil das Haus so übermächtig groß ist. Gott behüte den Hof; die Menschen wird der Hof schon behüten.

Rösli steht vor dem dritten Bilde, und nun spürt sie den Schmerz um die verlorene Liebe erst recht. Das ist ja ein Schloßchen für Liebende, denkt sie. „Nummer 77, Berner Landschloß“, liest man neben ihr laut aus dem Kataloge. Ja, ja, wird schon irgend ein Landschloß sein. Die Schweiz hat ja alles: sie hat tote Schlösser, sie hat auch lebende Schlösser. Aber was auf dem Bilde zu sehen ist, ist doch viel mehr als irgend ein Berner Landschloß. Das ist das „Schloßchen“, wie man es sich erträumt.

Ich kann mir denken, wie Franz die Glücklichen beneidet hat, die dort drin wohnen dürfen und deren Eltern schon seit Menschengedenken dort wohnten. Darum hat er diese uralten Bäume in Reih und Glied um den Schloßgraben gestellt. Man sieht es ihnen an, daß sie vor vielen Jahrhunderten gepflanzt worden sind. Du bist traurig gewesen dabei, Franz, hast gedacht, wenn ich jetzt auch Bäume pflanzte, so würde ich es doch nie erleben, daß sie so mächtig, so groß, so herrlich würden. Für immer ist es mir versagt. Aber dennoch, Franz: wenn wir zusammen nur zwei Bäumchen pflanzten? Und wenn sie auch nur ganz klein wären? Meinst du, wir könnten nicht glücklich sein unter ihnen, und wenn ihr Schatten auch nur so groß wäre, um dich und mich zu beschirmen? Denn sind die Menschen nicht viel, viel mehr wert als die schönsten Bäume? Wir müssen uns bloß Mühe geben, selber schön zu wachsen. Ach, ich hätte bei dir sein mögen, als du dies Schloßlein entdecktest. Vielleicht kamst du aus einem Tannenwald, wo alles finster und steinig und hart und unfreundlich war. Vielleicht kamst du aus einem armen Dorf, wo die Häuser recht dürftig und haufällig sich an die Straße drängten wie Bettler. Vielleicht kamst du einen steilen Rain herunter, stürmisch wie ein fallender Stein. Und auf einmal fandest du dies Schloßchen, ganz einsam, ganz still. Nur eine Wasserfontäne rauschte, zur eigenen Lust, umstanden von Sandsteinnympfen. Ach, da erschien es dir als das plötzlich wirklich gewordene Ziel deiner Sehnsucht. Du schnittest deinen Namen nicht in alle Bäume ein. Aber du schnittest dies alles in dein Herz ein. Wieviel Liebe ist nicht in dem Bilde. Der Besitzer selbst kann seinen Landsitz nicht so gern haben wie du, du Fremder. An der Sorgfalt, mit der du die Fenster und Türen gemalt hast, merkt man die ganze Wohnlichkeit, die hinter den dicken Mauern versteckt sein mag. Die Wohnlichkeit schimmert durch Stein und Mörtel hindurch, so gut maltest du. Man sieht keinen Menschen auf dem Bilde, aber dafür ist auf dem Bilde alles ganz lebendig und menschlich geworden. Und dich soll man nicht lieb haben, Franz? Könntest du sehen, wie die Leute ganz verzückt dastehen und unwillkürlich die Lippen spitzen, als möchten sie küssen. Ich bin eifersüchtig auf alle diese andern, die deine Bilder sehen dürfen, Franz. Nun liebt dich bald die ganze Welt, ich ahne es. Und nicht lange her ist's, da liebte ich dich allein. Fürwahr, mein Bräutigam hätte mir den „Seiltänzer“ nicht schenken sollen. Das Geschenk hat sein gutes Herz bewiesen, aber mir hat es in den letzten Tagen mein schwaches Herz gezeigt. Warum hieltest du mich nicht? Warum hast du mir

für die „herzlichen Grüße“ nicht ein paar „herzliche Grüße“ zurückgegeben? Ach, ich hätte nicht in diese Ausstellung gehen sollen, ich muß nach Hause. Erst drei Bilder habe ich gesehen, wie wird mir nicht erst werden, wenn ich zehn Bilder gesehen habe? Und morgen soll die Hochzeit sein...

Rösli dreht sich tapfer um und macht ein paar mühsame Schritte gegen den Ausgang. Da hängt noch ein Bild, gerade im Wege hängt es ihr. Das wird sie wohl noch anschauen dürfen. Aber was bedeutet es? Hat er hier das Paradies gemalt? Ist das auch eine Schweizerlandschaft? Ueberreiche Früchte, Blumen, daß die Häuser drin versinken, üppiges Wachstum, daß kein Stein mehr zu sehen ist, Hügel mit Kirchen und Kapellen, ein herrliches Land. Aber mitten drin ein Zug Menschen. Sie sehen aus wie solche, die Abschied genommen haben, um in gar weite Ferne zu ziehen. Gebeugt gehen sie dahin, armselige Bündelchen tragen sie. Junge, schöne, kräftige Menschen sind's. Die alten aber, die buckligen, die gebrechlichen, die greisenhaften, die dem Grabe näher stehen als dem Leben, bleiben zurück. Was soll das bedeuten? Ist das die Vertreibung aus dem Paradiese? Hat er mein eigenes Schicksal gemalt? Warum verlassen junge, schöne, starke Menschen ein so herrliches Land? Sie guckt in den Katalog: Nummer 84 „Tessiner Auswanderer“. Nun begreift sie's. Aber sie legt dem Bilde doch ihren eigenen Sinn unter: Gar zu ähnlich ist mein Schicksal dem der Dargestellten. Ja, da blühen die Blumen, die das trübste Wetter sonnig machen, da sind Früchte aller Art, und dennoch muß ich auswandern, ein Bündelchen am Arm, wer weiß wohin. Mit diesem Bilde hat er für immer Abschied von mir genommen. Jetzt kann ich nicht mehr daran zweifeln. Wir sind auf ewig getrennt. Er hat keinen Engel gemalt mit einem flammenden Schwerte. Aber ich sehe ihn doch. Ihr armen Tessiner, ich armes Rösli. Wie herrlich ist's hier, und doch müssen wir scheiden.

Sie steigt langsam und entschlossen die Treppe hinunter. Ein junger, schlanker Herr begegnet ihr. Gleichgültig gönnt sie ihm einen Blick — und erschrickt und errötet. Höflich schwenkt Franz Blumer den Hut. Wie aus alter Gewohnheit bleiben sie einen Augenblick stehen. Jetzt Rösli, ein rechtes Wort, nur eine rechte Augenoffenbarung. Aber Besucher kommen von oben, nähern sich von der Straße her und scheiden die beiden, die sich willenlos scheiden lassen.

Die Mutter empfängt Rösli sehr unfreundlich. „Was fällt dir denn eigentlich ein, am letzten Tage noch davon zu laufen! Gerade dann, wenn man sich vor lauter Arbeiten und Besorgungen nicht zu helfen weiß.“

„Ich wollte nur noch einmal allein sein,“ sagt Rösli.

Nachts im Bette wiederholt sie mechanisch in einem fort das Trostsprüchlein: er hat ein gutes Herz, er hat ein gutes Herz. Damit kullt sie sich endlich in den Schlaf.

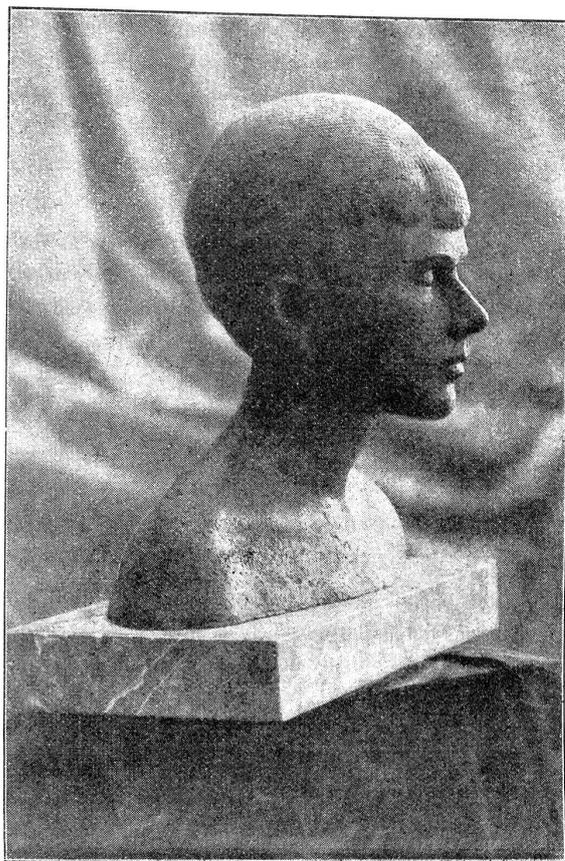
Sechstes Kapitel. — Der Doktor.

Martha Zumbunner hatte ihre Kraft überschätzt. Je sommerlicher es wurde, desto weniger war daran zu zweifeln. Als sie von der Verlobung Steiners hörte, wurde das Wissen um ihre Schwäche so schmerzhaft und drängend, daß sie der Versuchung kaum widerstehen konnte, nach dem

Revolver ihres Bruders zu greifen, obwohl noch niemand um ihre Schande wußte und ihr Leib noch nicht verraten hatte, was der Mund für sich behielt. Am Hochzeitstage Steiners aber stahl sie ihrem Bruder die Waffe, die ihr ein Retter und Erbsler sein sollte, ging in ihr Zimmer, in dem sie einmal glücklich gewesen war, und schrieb einen kurzen Brief an ihre Mutter, ohne einen Versuch zu machen, etwas zu vertuschen oder zu beschönigen, denn sie wußte ja doch, daß man ihr nie verzeihen würde. Dann ordnete sie alles aufs sorgfältigste, damit kein Fehlschlag und kein Wiedererwachen zu befürchten war, und gab sich derart zu allerlezt doch noch einmal als die starke Martha Zumbrunner, die sich ruhig hinlegte, um nie mehr zu erwachen, und den festen Todeswillen als den allertreuesten Geliebten zärtlich herzte.

Als der Lärm des Schusses noch brutal und dröhnend in dem feierlichen Hause widerhallte, daß Anna, die Magd, und in der Bohnstube die Mutter erschreckt auffuhren und erst ganz außer sich und zitternd hin und her rannten, bis sie den rechten Weg fanden, dann aber noch eine Weile damit zu tun hatten, bis sie sich auf das rechte Wort und die rechte Tat besannen — flog Martha in einen ganz leichten und unbestimmten Traum hinein, in dem nichts recht deutlich und greifbar war, sondern alles nur wie eine gute Ahnung verheißend tönte und leuchtete. Aber warum begann man auf einmal an ihr zu reißen und zu zerren. Wollte man ihr das Fliegen nicht gönnen? Ach, schon verblaßte und verhallte all die hoffnungsreiche Ahnung, kein Glöcklein Klang mehr, bis auf einmal wieder Helle um sie war und weißgekleidete Engel tröstend auf sie zuschwebten. Seltsam, sie hatte doch schon als Kind nie recht an Engel glauben wollen. Aber warum ließ man ihr Herz nicht in Ruh'? Hatte es nicht schon genug ausgestanden? Fing die Liebe noch einmal an zu quälen und zu stechen? Sie wollte ja keine Liebe mehr, nur Ruhe und Stille und ein bißchen freundlichen Schein dazu. Nicht einmal Engel verlangte sie. Aber wenn Engel kamen, so wollte sie nichts gegen die Engel haben, wenn man sie nur in Ruhe ließ. Aber das war ja eben ihr neues Leid und ihr neuer Schmerz, daß die Engel immer wieder nach ihrem Herzen griffen, und nichts half es, daß sie sich wehrte; die Engel waren viel stärker als sie. Mußte das Herz gestraft werden, weil es allzuviel geliebt hatte? Oder war es Gefek, daß jeder sein Herz verlieren mußte, der ein Engel werden wollte? Ach, dann wollte sie lieber kein Engel sein und dafür ihr Herz behalten, wenn es schon ein heißes und gefährliches Ding gewesen war und ihr viel Leid verursacht hatte. Sie bat und flehte, daß man ihr das Herz lassen möge, und endlich hatten die Engel Mitleid mit ihr und erfüllten ihren Wunsch, so daß sie ihnen ein recht inniges Dankschön sagen durfte... Dann wurde es so blendend hell und laut, daß es weh tat; das war ja ganz wie im alten Leben. Irgendwo drehte sich ein Rad, und etwas Unbestimmtes dröhnte und sauste leise wie in einem Aufzug. Sie schaute sich um. Ja, es schien ihr, als sei sie wirklich in einem Aufzug. Neben ihr stand ein Engel — oder war es eine Krankenschwester? Lebte sie noch und war im Spital? Sie versuchte zu schreien: Ich will nicht! Aber sie konnte nicht, so müde war sie. Vielleicht hatte sie die

Stimme verloren, vielleicht würde sie also doch noch sterben. Ja, hoffentlich.



Bildnisbüste von Bildhauer und Architekt E. S. Baumann,
Bern-Giseh (Aegypten).

(Zum Aufsatz auf Seite 220.)

Sie ließ sich in ein Bett tragen, sah noch, daß eine richtige Krankenschwester sich nicht weit von ihr auf einen Stuhl setzte und schlummerte dann ein.

Als sie erwachte, konnte sie sich zuerst nicht zurechtfinden. Ganz erstaunt buchstabierte sie an einem Bibelspruch herum, der ihr gegenüber an der Wand hing. Aber so sehr sie sich auch anstrengte, so konnte sie ihn doch nicht lesen. Es flimmerte ihr vor den Augen. Aber seit wann hatte sie denn in ihrem Zimmer Bibelsprüche an der Wand? Mit vieler Mühe drehte sie den Kopf nach links und erblickte eine Badewanne. Schließ sie im Badezimmer?

„Still liegen,“ sagte eine freundliche Stimme, der man es anmerkte, daß sie sich bezähmen mußte, um nicht allzu laut zu sein. „Je stiller, desto besser.“ Eine Krankenschwester trat an ihr Bett.

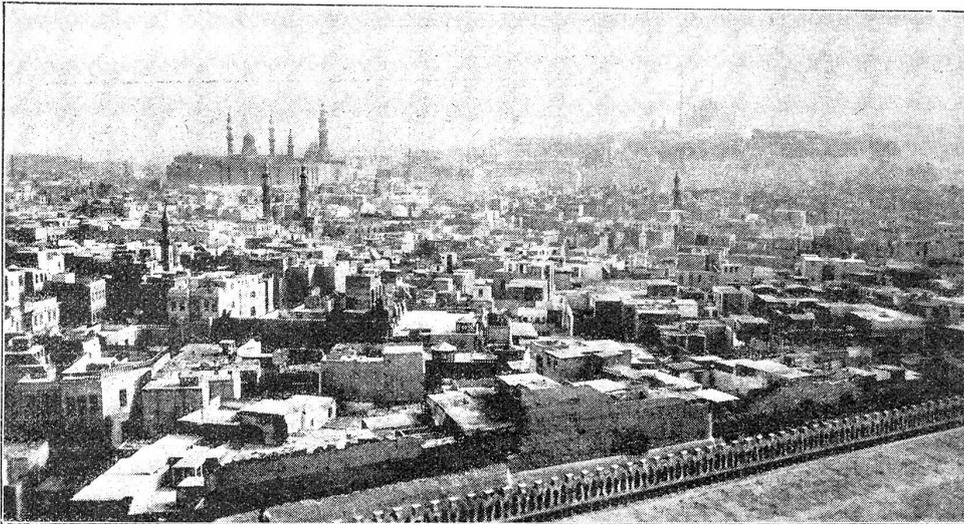
„Bin ich im Spital?“ fragte Martha leise. Sie hätte sich nie denken können, daß ihr ein paar Worte so viel Mühe verursachen würden.

„Ja, Fräulein Zumbrunner, und wenn sie so weiterfahren, so werden sie mit dem Leben davontkommen.“

„Ich will ja gar nicht.“

„Sie müssen.“

Und nun beugte sich die Krankenschwester über sie und lächelte ihr freundlich zu. Aber Martha Zumbrunner schloß die Augen; sie wollte kein Lächeln, keine Freundlichkeit, überhaupt kein Lebenszeichen.



Blick über Cairo von Ibn el Tulun aus. Im Hintergrunde die Zitadelle.

„Wenn Sie nicht so nah' bei uns gewohnt hätten, dann wär's wahrscheinlich schlimmer gegangen,“ fuhr die Krankenschwester fort. Martha machte eine unwillige Gebärde. „Und nun müssen Sie recht still liegen, nicht viel reden, sich nicht aufregen und an nichts denken. Dann wird schon alles gut werden.“

(Fortsetzung folgt.)

Brief eines Schweizers aus Aegypten.*

Von Bildhauer und Architekt C. F. Baumann,
Bern-Giseh (Aegypten).

Die Kunst der alten Aegypter lebt ihr eigenes, tiefes Seelenleben, wie zur Zeit der Gotik. Sie erzählt von Leiden, Kämpfen und Siegen großer Seelen und kümmert sich nicht um das Urteil der Menschen. Sie ist das Symbol eines festen Glaubens an alles Gute und Große in der menschlichen Seele. Sie ist eine heilige Predigt, ein Gottesdienst.

Infolge des griechisch-römischen Einflusses weicht das reine, seelische Erleben aus den Bilderwerken der alten Aegypter. Ihre Schöpfungen fangen an, mit der äußeren Form zu pröken und buhlen mit affektierten Gebärden zudringlich um die Gunst des Beschauers.

Wenn wir im Banne der durchgeistigten Kunst der Alten vor die Werke aus der Zeit des griechisch-römischen Einflusses treten, so fühlen wir uns von ihrer gezierten Neuherlichkeit geradezu abgestoßen. Sie wissen nichts mehr zu erzählen von dem reichen Innenleben der alten Aegypter.

Die schlichten Bildnerwerke der Alten waren Glieder ebenso schlichter, erhabener Baudenkmäler. Ihre Aufgabe und ihr Ziel war es, die Erhabenheit dieser Denkmäler noch zu verinnerlichen. Nach der Ewigkeit des Himmels strebten die Baukünstler mit ihren Werken, um ihre Seele dort hinaufzutragen.

Ein letztes Mal noch flackerte ein schwacher Funke jenes altägyptischen Geistes auf in den frühkoptischen Malereien. Dann erlosch er ganz.

* Wir freuen uns, den Lesern der „Berne Woche“ einen Brief des gegenwärtig in Aegypten lebenden Berners C. F. Baumann vorlegen zu können. C. F. Baumann ist Architekt von Beruf, betätigt sich aber auch mit Erfolg als Bildhauer (siehe die abgebildete Bildnisbüste). Gemeinlich mit Architekt Gaberel hat er die Anlage des Waldfriedhofes in Davos entworfen. Um sein Können zu ertüchtigen, und weil die Heimat bei der herrschenden Notlage im Baugewerbe jungen Talenten kein befriedigendes Arbeitsfeld zu verschaffen vermag, ging Baumann — wie übrigens auch sein Bruder, ein tüchtiger Ingenieur — ins Ausland. Unsere Glückwünsche begleiten ihn auf dieser Fahrt.
J. O. K.

Unter dem arabisch-türkischen Einfluß verkamen die Nachkommen dieses einst so stolzen Kulturvolkes vollends zu geistigen Plebejern.

Aegyptische und türkische Effendi, Fellachen, Kopten und Beduinen bewohnen heute als niedriges Krämervolk das Land der alten Aegypter.

Begreiflicherweise war die kulturlose Zivilisation des modernen Europäers nicht in stande, den Aegypter von seinem geistigen Plebejertum zu erlösen.

Auch landschaftlich habe ich Herrliches erlebt.

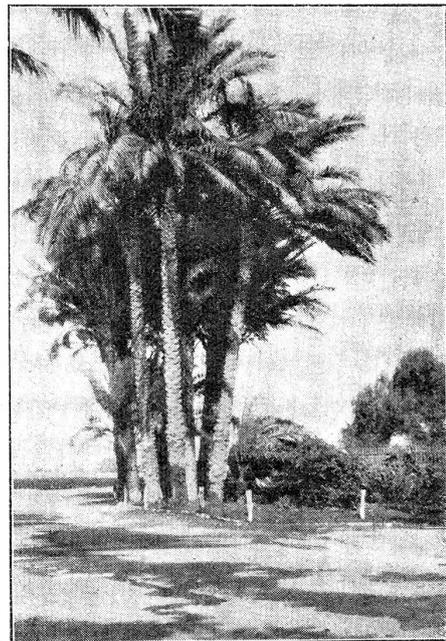
Gewaltig wie die Einsamkeit des Hochgebirges ist die unendliche Stille Oberägyptens.

Fast ein Vierteljahr modellierte ich dort oben und genoss die liebenswürdige Gastfreundschaft eines Schweizers.

Jeden Tag zogen wir zu Esel oder zu Fuß in die arabische Wüste, um uns auf den sandigen oder felsigen Höhen zu ergehen, oder eine zerfallene, frühchristliche Stadt zu besuchen.

Oder eine Segelbarke trug uns über den gelben Strom ans linke Ufer, von wo aus wir zu Fuß den fruchtbaren üppig grünen Landstreifen durchquerten, um die libysche Wüste zu durchqueren, die Ausläuferin der großen Sahara, oder um einem altägyptischen Kulturdenkmal einen Besuch abzustatten.

Welch ein Naturwunder ist dieser schmale, grüne Streifen zu beiden Seiten des Stromes mit seiner überreichen Fruchtbarkeit zwischen der überwältigenden Unendlichkeit der angrenzenden Wüsten. Ein ganzes Netz von Bewässerungs- und Entwässerungskanälen durchzieht den fruchtbaren Land-



Palmeninsel am Weg Cairo-Giseh.

streifen. Die Dämme dieser Kanäle sind die einzigen Verkehrswege des Landes.